

Eduard Strübin : grosse Zeitfragen im Kleinformat : ein Blick auf das Werk des Baselbieter Kulturforschers anlässlich der gleichnamigen Ausstellung zu seinem 100. Geburtsjahr

Autor(en): **Scheidegger, Tobias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **79 (2014)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eduard Strübin – Grosse Zeitfragen im Kleinformat

Ein Blick auf das Werk des Baselbieter Kulturforschers anlässlich der gleichnamigen Ausstellung zu seinem 100. Geburtsjahr

Grosse Wissenschaft in unscheinbarer Gestalt

Kalt und schneebedeckt lag Liestal, als die Bäckerstgattin Anna Strübin am 18. Januar 1914 ihren ersten Sohn Eduard zur Welt brachte. Es ist nicht anzunehmen, dass die frischgebackenen Eltern Anna und Eduard senior in diesen Tagen einem Ereignis Beachtung schenken, das sich fast zeitgleich jenseits des Atlantiks zugetragen hatte: In seinen Autofabriken

im US-amerikanischen Detroit führte Henry Ford erstmals die Fließbandfertigung ein. Mit dieser Einrichtung läutete der Geschäftsmann in sinnbildlicher Weise eine neue, moderne Zeit ein. Eine Zeit, die geprägt war von Massenkonsum, Mobilität sowie der Technisierung von Arbeit und Alltag. Eine Zeit, welcher der neugeborene Bäckerstsohn Eduard in einigen Jahren seine ganze Aufmerksamkeit als Kulturforscher widmen sollte.



Abb. 1: Eduard mit Bruder Werner beim Süßigkeitenverkauf vor der elterlichen Bäckerei in Liestal. Undatierte Aufnahme im Privatbesitz von Margret Abt-Strübin.

Der Geburtstag des Gelterkinder Heimatforschers und Volkskundlers Eduard Strübin (1914–2000) jährte sich diesen Januar zum hundertsten Mal. Vorliegender Beitrag will dieses Jubiläum zum Anlass nehmen, ausgewählte Aspekte seines vielfältigen Schaffens in Erinnerung zu rufen und stellenweise auch in neuem Licht zu betrachten. Keine andere Zeitschrift wäre für eine solche Rückschau naheliegender als die *Baselbieter Heimatblätter*: In diesem Periodikum veröffentlichte der damals 26-jährige Eduard Strübin 1940 seine erste Abhandlung, und auch seinen allerletzten wissenschaftlichen Artikel publizierte er 59 Jahre später ebenfalls in den Heimatblättern; unterdessen bereits 85-jährig. Der Themenvielfalt, die der 1962 mit einem Ehrendoktorat der Universität Basel ausgezeichnete Freizeitforscher in rund 80 Aufsätzen, 6 grösseren Monographien sowie unzähligen Vorträgen ausbreitete, kann ein einzelner Artikel nur schwer gerecht werden. Einiges zur Biographie des schaffenskräftigen Sekundarlehrers wurde zudem bereits an anderer Stelle dargestellt und soll hier nicht wiederholt werden.¹

In Anlehnung an die thematische Ausrichtung der Ausstellung *Grosse Zeitfragen im Kleinformat*, die anlässlich Strübins 100. Geburtsjahres im Jundt-Huus Gelterkinder, im Museum.BL und in der

Pädagogischen Hochschule in Liestal gezeigt wird², beschränkt sich der vorliegende Beitrag daher auf einige ausgewählte Aspekte von Strübins Forschungen. Ein grosser Teil der Arbeiten Strübins bewegte sich in bewährten Bahnen der herkömmlichen Heimatforschung: Er betrieb lokale Kulturgeschichtsschreibung oder stellte Sagensammlungen zusammen. Aus dem breiten Feld vergleichbarer heimatkundlicher Schriften ragten diese Veröffentlichungen Strübins vorwiegend durch ihre Qualität und ihre Gedankentiefe heraus. Es waren jedoch in erster Linie seine Forschungen zu zeitgenössischen Themen, mit denen er sich von der Vielzahl der konventionellen Heimat- und Volkskunderarbeiten absetzte und auch im historischen Rückblick eine herausragende Position einnimmt. Mochte auch die Anzahl der gegenwartsvolkskundlichen Arbeiten Strübins überschaubar sein, so soll hier doch vorwiegend dieser Forschungsstrang ins Zentrum gerückt werden. Dies aus zweierlei Gründen: Einerseits nahm Strübin mit diesen Beiträgen eine sehr wichtige Rolle in der Modernisierung der schweizerischen Volkskunde hin zu einer Alltagskulturwissenschaft der Moderne ein. Diese fachgeschichtliche Pionierfunktion des unscheinbaren Gelterkinders wird bis heute nicht angemessen gewürdigt und kann daher nicht genug betont werden. Andererseits kommt gerade in sei-

¹ Wunderlin, Dominik: Dr. phil. h. c. Eduard Strübin zum 75. Geburtstag. In: Ders. (Hg.): Fest und Brauch. Festschrift für Eduard Strübin zum 75. Geburtstag, Liestal 1989, S. 5–10; Burckhardt-Seebass, Christine: Dr. h. c. Eduard Strübin†, in: Schweizer Volkskunde 90 (2000), S. 38–39; Buser, Erich: Dr. h. c. Eduard Strübin – der Volkskundler, in: Heimatkunde Gelterkinder, Liestal 2003, S. 145–147; Salathé, René: Das Baselbiet im Spiegel der Volkskunde – Erinnerung an Eduard Strübin, Dr. h. c. (1914–2000), in: Schweizer Volkskunde 101 (2011), S. 121–123.

² Die Ausstellung «Eduard Strübin. Grosse Zeitfragen im Kleinformat» wurde angestossen und kuratiert von Tobias Scheidegger, Zürich. Die graphische Gestaltung übernahm das Büro Rob&Rose (Rufer und Rohrbach), Zürich. Der Ausstellungstitel ist angelehnt an ein Zitat Strübins, mit welchem er 1985 das lokalhistorische Schaffen von Fritz Klaus charakterisierte, das aber ebenso gut auf ihn selbst zutrifft. Vorliegender Aufsatz ist quasi der «Katalog» zu dieser Ausstellung – für das entsprechende Publikationsangebot sei Dominik Wunderlin herzlich gedankt.

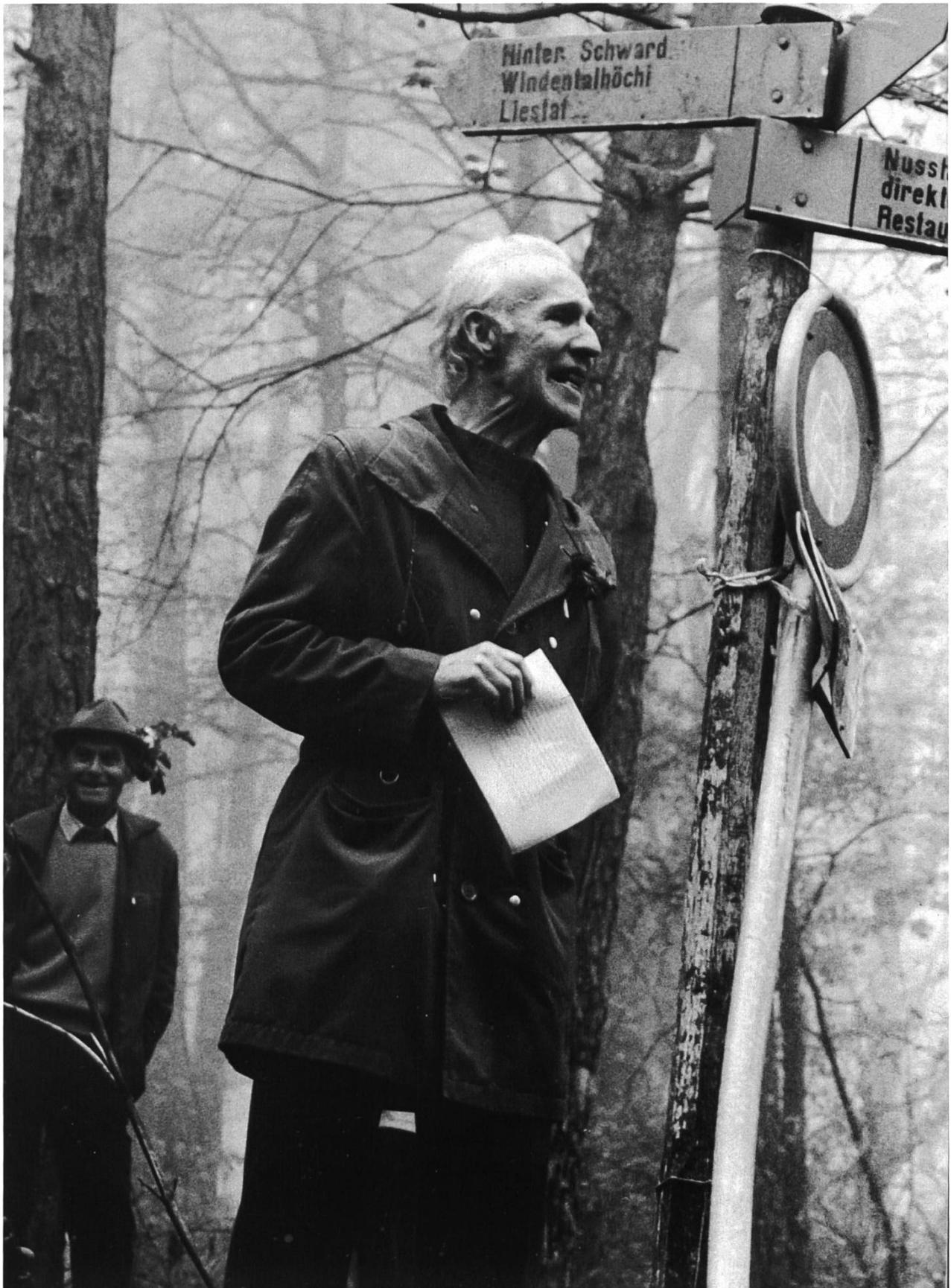


Abb. 2: Strübin als Banntagsredner in Sissach. Aufnahme von 1985, StaBL, PA 6256, 11.01, Nr. 13.

nen gegenwartsvolkskundlichen Arbeiten das Wissenschaftsverständnis Strübins am besten zum Ausdruck. Er strebte eine Volkskunde als Wissenschaft an, die sich nicht im detailverliebten Blick auf die Einzeldinge der Volkskultur verliert, sondern stets darauf abzielt, grundlegende Fragen zur *conditio humana* in der modernen Gegenwartskultur zu stellen. Eben jene «grossen Zeitfragen», die im heutigen Wissenschaftsbetrieb eher selten gestellt werden. In den Worten Strübins: «Die Volkskunde ist nicht ein Zeitvertreib für Leute, die mit der Gegenwart nicht zu recht kommen und sich am Urväterhausrat schadlos halten wollen. Sie ist auch nicht eine Spielart enger Heimattümelei, die unversehens in einem Blut- und Bodenkult endet. Es geht ihr im Grunde nicht um den Osterhasen oder um Abzählreime, Hexengeschichten und Spinnrädchen, sondern um den Menschen.»³

Wo fand Strübín Antworten auf seine grossen Fragen an die Gegenwart? Im Kleinen. Die Ausrichtung seiner Forschung auf Kleinformatiges bildet den zweiten Schwerpunkt, den der vorliegende Beitrag hervorheben will. Strübíns bevorzugte Erkenntnisdimension waren kleinräumige Lebenswelten; die Gemeinde Gelterkinden und der Bezirk Sissach in erster Linie, aber ebenso die eigene Familie oder das Schulhaus. In diesen Mikrokosmen suchte sich der Volkskundler den grossen Gegenwartsfragen anzunähern. Das Kleinformatige von Strübíns Forschungen ist aber auch eine ganz konkret fassbare Grösse – sie misst 10,5 auf 14,8 Zentimeter. Alles, was der Gelterkinder Kulturforscher beobachtete und las, notierte er auf Karteikärtchen. Sein Wissen sedimentierte gleichsam im Format

³ Strübín, Eduard: Eine Lanze für die Volkskunde, in: Basellandschaftliche Schulnachrichten 23 (1962), S. 88–89, hier S. 88.

A6. Rund 70'000 Kärtchen zählte der Zettelkasten schliesslich, den Strübín bei seinem Ableben der Nachwelt hinterliess und der heute im Staatsarchiv Liestal öffentlich zugänglich ist.

Es sind also diese beiden Aspekte in Strübíns Wirken, die der folgende Beitrag näher beleuchtet: Sein Ringen mit den grossen Zeitfragen einerseits und das Kleinformatige seiner Forschungstätigkeit andererseits.

Eine Heimat im Umbruch

Strübín tat sich als Erforscher eines fundamentalen Kulturwandels im Baselbiet des 20. Jahrhunderts hervor: der vollständigen Durchsetzung der Moderne. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg setzten diese Veränderungen auch im oberen Kantonsteil unübersehbar ein. Die wichtigsten, die auch Strübín immer wieder beschäftigten, seien hier stichwortartig erwähnt: Das Aufkommen des Automobils führte zu zunehmender Mobilität sowie einer immer stärkeren Trennung von Wohn- und Arbeitsort. Traditionelle Verbindlichkeiten der Dorfgemeinschaft sowie der Kirche begannen sich allmählich aufzulösen, erste zaghafte Schritte einer Emanzipation der Frauen waren zu verzeichnen. Die Hochkonjunktur führte zu einem gewissen Wohlstand der breiten Bevölkerung, durch welchen sich neue Konsum- und Freizeitmuster auch in den ehemaligen Bauerndörfern auszubreiten begannen. Französische Mode und italienische Delikatessen hielten Einzug in den mittelständischen Haushalten. Die einschneidendste Veränderung ging jedoch auf der Ebene der Bevölkerungsentwicklung von statten: Unter allen Schweizer Kantonen verzeichnete Baselstadt das stärkste Bevölkerungswachstum der Nachkriegszeit, zwischen 1950 und 1970 stieg die Anzahl der im Baselbiet wohnenden Menschen von 118'000 auf

219'000. Diese Entwicklung zog einen veritablen Bauboom nach sich, was zu einer raschen Erhöhung der Bodenpreise führte. Zahlte man 1955 in Sissach für den Quadratmeter Bauland noch maximal 8 Franken, so waren es 1962 bereits 55 Franken.⁴

Diese Veränderungen registrierte Strübin nicht ausschliesslich als distanzierter Wissenschaftler, sondern in erster Linie als Zeitgenosse. Es war gerade die persönliche Betroffenheit vom rasanten Wandel aller Lebensbereiche, die in Strübin erst das wissenschaftliche Interesse weckte, wie er 1996 in einem Interview betonte: «In die Volkskunde bin ich eigentlich <drin ine grutscht>, wie man sagt. Es war ein menschliches Erlebnis, nämlich durch die Auseinandersetzung mit

den geistigen und materiellen Umbrüchen, die ich gerade miterlebt habe.»⁵ Bereits als junger Mann suchte Strübin gezielt das Gespräch mit Zeugen vergangener Zeiten. Unter seinen Verwandten und ersten volkskundlichen Gewährsleuten fand sich eine Handvoll Baselbieterinnen und Baselbieter mit Jahrgängen, die bis in die 1830er-Jahre zurückreichten. Einige davon wiederum hatten Eltern gehabt, die in den 1790er-Jahren auf die Welt kamen. Strübin war also ein Vertreter einer Generation, deren «kommunikatives Gedächtnis» (Jan Assmann), das heisst die mündliche Überlieferung von Generation zu Generation, noch knapp bis ins *Ancien Regime* zurückreichte. Die Vögte der Farnsburg, die Helvetische Republik

⁴ Vgl. Chronik des Kantons Basel-Landschaft für 1962. URL: <http://www.baselland.ch/okt1962-hm.292698.0.html> (abgerufen am 3. 2. 2014).

⁵ Schaffner, Nicholas: Interview mit einem Volkskundler: Eduard Strübin. (Transkript des im März 1996 durchgeführten Interviews). Schweizerisches Institut für Volkskunde, Basel.



Abb. 3: Strübin (3. v. l.) am Humanistischen Gymnasium Basel. Aufnahme von 1931, StaBL, PA 6256, 11.03, Nr. 1.

sowie die Baselbieter Trennungswirren lagen so noch gleichsam in der erinnerbaren Griffweite des späteren Kulturhistorikers. Dies zumindest für kurze Zeit noch. Denn die Alten starben weg und die Zeit drängte zur Eile, wie der junge Strübin 1954 gegenüber dem Basler Volkskundler Hans Georg Wackernagel klagte: «Am wichtigsten finde ich es, bei möglichst vielen älteren Leuten, die mir in der Gegend bekannt sind, «Aufnahmen zu machen», wie der hässliche Fachausdruck lautet; denn sonst geht vieles einfach unwiederbringlich verloren. Die Bücher dagegen laufen einem nicht davon.»⁶

Auch wenn sich Strübin immer wieder dagegen verwahrte, die «gute alte Zeit» zu idealisieren, so war sein Verhältnis zur Gegenwart dennoch zeitlebens nicht frei von Spannungen. Vor allem in seinen früheren Lebensjahren war sein Denken gekennzeichnet durch eine unverhohlene Skepsis wenn nicht gar offene Ablehnung gegenüber den modernen Zeiten. Wie Strübin im oben schon erwähnten Interview eingestand, wich diese ablehnende Haltung erst im Zuge seiner Altersmilde der späteren Jahre einer versöhnlicheren Betrachtungsweise. Selbstverständlich entsprach es Strübins Wissenschaftsverständnis, dass er sich hütete, diese Vorbehalte in seinen Arbeiten allzu ausdrücklich zur Sprache zu bringen. Ein Blick in unveröffentlichte Nachlassdokumente aus seiner Feder lässt jedoch keinen Zweifel an der gegenwarts-skeptischen Grundhaltung seines Denkens.

Strübins Hadern mit den modernen Zeiten

Wie und wo äusserten sich Schulmeister Strübins Leiden an der Moderne?

⁶ Strübin, Eduard: Brief vom 28. 2. 1954. StABS, PA 82a N 3.58; Nachlass Hans-Georg Wackernagel – Briefe von Strübin. (Diesen Hinweis verdanke ich Konrad Kuhn, Zürich.)

Bereits der junge Eduard schien mit seiner Gegenwart zu hadern. Dies belegt das Manuskript einer Rede, die Strübin 1933 an der Maturfeier des Humanistischen Gymnasiums in Basel hielt. «Die Gegenwart», so eröffnete Strübin mit jugendlichem Pathos seine Ansprache, «ist eine Zeit der Wirrnis und des Umsturzes. Alte, vererbte Anschauungen und Einrichtungen sind verworfen worden; aber neue bessere Lösungen hat man noch keine gefunden (...). Man hat sich als Meister gezeigt im Niederreißen und Zerstören, aber zum Wiederaufbauen ist man unfähig.»⁷ Strübin bewegte sich mit solchen Zeitdiagnosen auf bewährten Bahnen damaligen bildungsbürgerlichen Denkens. Und er zeigte sich geradezu vorbestimmt zum späteren Volkskundler: Der Aufruf, den der Basler Fabrikantensohn Eduard Hoffmann-Krayer 1896 anlässlich der Gründung der *Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde* veröffentlichte, war mit beinahe wortgleichen Floskeln des drohenden Kulturverlustes durchsetzt: «Es geht ein Zug der Zerstörung durch unser grosses, nun zur Neige gehendes Jahrhundert. (...) Rücksichtslos wird mit den althergebrachten Sitten und Gebräuchen, den alten Volksfesten und Trachten, den Liedern und Sagen aufgeräumt.»⁸

Noch deutlicher war die Kritik an der Moderne, die Strübin 1950 in der Vorbereitungsphase zu seinem Erstlingswerk *Baselbieter Volksleben* in seinem persönlichen Notizheft festhielt. Neben all-

⁷ Strübin, Eduard: Vom griechischen Menschen (Maturrede 1933). StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 03. 01, Eigene Arbeiten 1 (1932–63).

⁸ Anonym: Aufruf an alle Kreise des Schweizervolkes, in: Schweizerisches Institut für Volkskunde, Institut für Volkskunde Basel, Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Korrespondenz 1896–1899, Af 1.

gemeineren Klagen über die negativen Folgen von Fortschritt, Verstädterung und Industrialisierung, über die Säkularisierung der Kultur und der Ablösung von Gemeinschaft und Tradition durch individualistische Lebensweisen, griff Strübin hier auch spezifischere Themen auf. So thematisierte er beispielsweise den Einfluss der Kulturindustrie und der Medien auf das Alltagsleben. Der Grundtenor seiner Notizen war tief pessimistisch: «Nivellieren: eher nach unten. «Gleiches Recht ...» (vgl. Radio-progr. das Einfältigste steht neben dem Erhabenen.) Mensch in die Passivität gedrängt. Hauptsache, dass er zahlt!

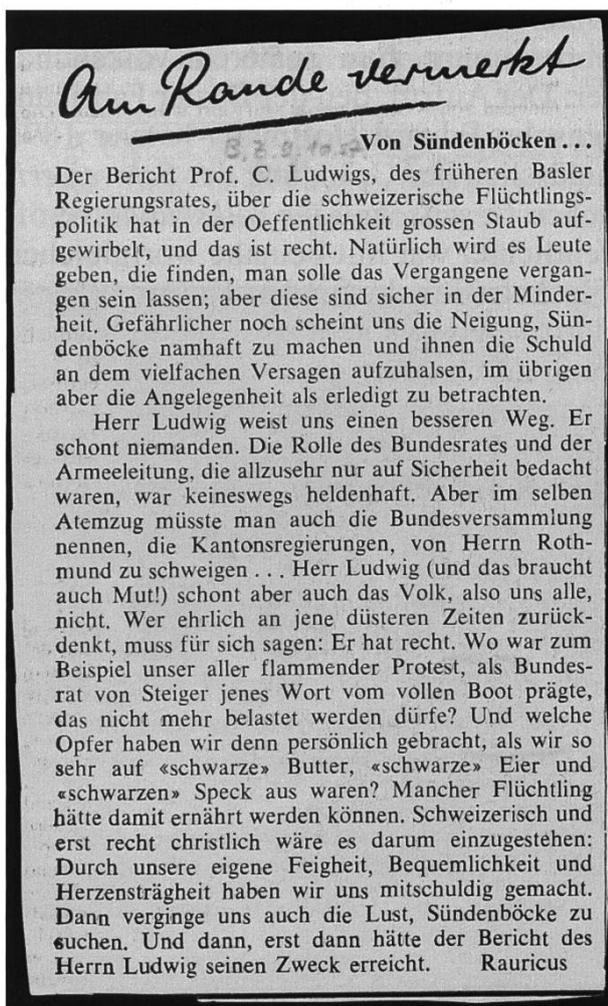


Abb. 4: Zeitungskolumne, von Strübin 1957 unter dem Pseudonym «Rauricus» in der Basellandschaftlichen Zeitung veröffentlicht. StaBL, PA 6256, 03.01.

(Film, Radio, Überschwemm. mit Unterhalt.literatur, v. Festen, Photo statt zeichnen.)»⁹

Mit seiner Kritik verlegte sich Strübin jedoch nicht nur auf abgehobene Kulturphilosophie. Verschiedentliche Male wagte er sich gar in die Niederungen der Tagespolitik – wenn auch im Schutze der Anonymität. Mit Zeitungskolumnen, die er unter dem Pseudonym «Rauricus» in der *Basellandschaftlichen Zeitung* veröffentlichte, wandte sich der menschenscheue Denker zwischen 1957 und 1962 mehrmals an die Baselbieter Öffentlichkeit¹⁰. Als Warner und Mahner hatte er die unterschiedlichsten Missstände im Visier: Den Sowjetkommunismus, das Frauenstimmrecht, die restriktive Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg, die Nacktheit einer Plastik vor der Kantonsverwaltung, die Neubauten im Liestaler Stedtli, das Elend algerischer Flüchtlingskinder, die Wiedervereinigung mit Stadtbasel oder die Zersiedelung der Landschaft. Diese Auflistung zeigt an, dass Strübin zwar ein betont konservativer, jedoch durchaus auch eigenständiger Zeitgenosse war, der sich parteipolitisch nicht festmachen liess. Eine solche Ambivalenz kennzeichnete nicht nur Strübins politische Einstellungen, sondern durchzog, wie im kommenden Kapitel gezeigt werden soll, ebenso sein wissenschaftliches Denken.

Ein bedächtiger Pionier: Strübin als Erneuerer der Volkskunde Das Hervorziehen dieser kulturkonservativen Schriftstücke aus ihrem Archiv-

⁹ Strübin, Eduard: Notizen zum Thema Gegenwartsvolkskunde, S. 2 (handschr. Manuskript, 1950). StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 02. 02, IV, Nr. 25.

¹⁰ Vgl. die Sammlung entsprechender Zeitungsausschnitte in StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 03. 01, Eigene Arbeiten 1 (1932–1963).

schlummer geschah nicht in der Absicht, Strübin schlecht darzustellen. Vielmehr sollte der Blick auf sein Unbehagen in der Moderne Aufschluss bieten über prägende Denkmuster des Gelterkinder Kulturforschers sowie etlicher seiner Zeitgenossen. Strübin war in dieser Hinsicht nämlich keine Einzelfigur: Die bewusste Wahrnehmung einer epochalen Zeitenwende – und deren durchgezogene Wertung – beeinflusste das Denken einer ganzen Generation von Volkskundlern. Als Konsequenz darauf trieben einige von diesen eine grundlegende Neuausrichtung ihrer Wissenschaft voran, weg von der Beschreibung der bäuerlich-ländlichen «Volkskultur» hin zur Erforschung der modernen, städtisch geprägten Alltagskultur. Oder, kurz: Einkaufsläden statt Erntebräuche, Automobil statt Alpaufzug. Dies mag widersprüchlich tönen – doch es war wohl gerade die oben beschriebene Befremdung an der eigenen Kultur, wel-

che bei Strübin und seinen Mitstreitern ab den 1950er-Jahren die ersten Gehversuche hin zu einer modernen Gegenwartsvolkskunde begünstigte. Noch heute lernen Studienanfänger der Volkskunde in ihren Einführungsveranstaltungen, dass Volkskundler sich den Phänomenen ihrer eigenen Kultur so annähern sollten, als ob es sich dabei um Erscheinungen einer ihnen gänzlich unvertrauten Gemeinschaft handeln würde. Erst durch den (künstlich) verfremdeten Blick eines Feldforschers liessen sich angebliche Selbstverständlichkeiten auch der eigenen Kultur in neuem Licht besehen und als bedeutsam interpretieren. Dass dieser methodische Anspruch schwierig umzusetzen ist, braucht kaum betont zu werden. Strübin hatte es in diese Hinsicht also gewissermassen «leichter»: Sein Befremden war durchaus real und tief verwurzelt, seine Gegenwart war ihm alles andere als selbstverständlich.



Abb. 5: Strübin mit Lehrerkollegin Eva Gerster und Schülerinnen der Mädchensekundarklasse 1947/48, Stiftung Ortssammlung Gelterkinder.

Welches war nun Strübins Rolle in der erwähnten Modernisierung der Volkskunde? Als er 1933 in Basel zu studieren begann, existierte die Volkskunde noch nicht als eigenständiges Universitätsfach. Der Student der Germanistik und der Klassischen Philologie belegte jedoch verschiedentlich Kurse bei Eduard Hoffmann-Krayer, Hans Georg Wackernagel, Paul Geiger, Wilhelm Bruckner und Karl Meuli, alles damalige Grössen der schweizerischen Volkskunde. Entsprechend den stark auf die Volkskultur vergangener Zeiten ausgerichteten Forschungsschwerpunkten seiner Lehrer wurde hier das Fundament gelegt für Strübins Neigungen für die historische Volkskunde. Dieses in Basel erworbene Rüstzeug sollte viele seiner späteren Arbeiten mitprägen, unbesehen von Strübins verstärkter Hinwendung zur Gegenwartsforschung. Nach dem Studienabschluss 1937 an der Universität Zürich folgte eine Anstellung als Internatslehrer in Flims-Waldhaus, die bald durch längere Aktivdienstesätze unterbrochen wurde. Als er 1943 eine Stelle an der Mädchensekundarschule Gelterkinden erhielt, zog Strübin zurück ins Baselbiet. Ein Jahr darauf veröffentlichte der junge Lehrer erstmals einen Aufsatz im wissenschaftlichen Fachblatt der *Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde* (SGV). Bereits diese frühe Untersuchung Strübins zeigte, dass er sich inhaltlich in eine andere Richtung bewegen sollte als seine Mentoren der Basler Volkskunde – auch wenn er auf persönlicher Ebene den Professoren Meuli und Wackernagel bis zu deren Tod verbunden blieb. «*Strömungen in einer Stadtmundart*», so der Titel seines Einstands bei den Volkskundlern, behandelte aktuelle Sprachentwicklungen des Baseldeutschen. In diese Untersuchung liess der Philologe auch eigene Beobachtungen aus seiner Studenten- und Aktivdienstzeit einfließen. Es ging dem jungen Strübin

jedoch um mehr als um ein sprachwissenschaftliches Portrait der Stadtbasler; vielmehr wollte er in den Wandlungen ihrer Ausdruckweise Grundmuster der Gegenwartskultur herauslesen. Sprache verstand er als Spiegel des Zeitgeistes. Und um diesen stand es nicht gut, wie Strübin bilanzierte: «Verwirrende Buntheit, das ist der Gesamteindruck. Immerhin, zwei Strömungen zeichnen sich in dieser Vielfalt deutlich ab. Die Sprache neigt dem Modernen zu, und sie zeigt den Hang zum Vulgären.»¹¹

Dass sich die Volkskunde in erster Linie der modernen, städtisch beeinflussten Gegenwartskultur anzunehmen habe, war für Strübin ausgemachte Sache. Dieser Überzeugung folgte er auch in seinem Gesellenstück, der 1952 erschienenen Lokalmonographie *Baselbieter Volksleben. Sitte und Brauch im Kulturwandel der Gegenwart*. In schonungsloser Nüchternheit notierte er im Zuge der Vorarbeiten zu diesem Erstlingswerk in sein Sudelheft: «Wenn man in diesem Sinne eine Bestandesaufnahme des tradit. Volksgutes macht, muss man bekennen: das ist endgültig vorbei, Relikte, erratische Blöcke.»¹² Ein Schwerpunkt von *Baselbieter Volksleben* lag auf dem in Veränderung begriffenen Brauchtum des Oberbaselbiets. In vergleichbarer Weise wie in seinem Aufsatz zur Stadtmundart war diese Brauchdarstellung jedoch kein Selbstzweck. Vielmehr betrachtete Strübin auch den Wandel des Brauchtums als Hinweis auf grundsätzliche Entwicklungen der Gegenwart: «Wir nehmen bei unsern Untersuchungen das Brauchtum zur Hilfe, aus der Überzeugung heraus, dass die Bräuche unmittelbarer

¹¹ Strübin, Eduard: *Strömungen in einer Stadtmundart*, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 41 (1944), S. 226–247, hier: S. 228.

¹² Strübin: *Notizen* (wie Fussnote 9), S. 5.

Ausdruck der volkstümlichen Geistesart sind und dass sich in ihrem Wandel mit grosser Treue gewisse Kulturströmungen widerspiegeln.»¹³

Im Zusammenhang mit dieser Veröffentlichung kamen die inhaltlichen Differenzen zu seinen Basler Lehrern noch deutlicher zum Ausdruck. Karl Meuli, als damaliger Präsident der SGV verantwortlicher Herausgeber, drückte Strübins Erstling zumindest äusserlich noch seinen Stempel auf. Dies durchaus gegen den Willen des Gelterkinders, wie Strübin Jahrzehnte später in einem Interview berichtete: «Nicht wahr, das Wort «Baselbieter Volksleben», das hat man mir aufgezwungen, und zwar von Meuli und Konsorten (...) Eigentlich ist der Untertitel meine Idee. «Sitte und Brauch im Kulturwandel der Gegenwart». Das «Kulturwandel der Gegenwart» war für mich entscheidend. Ich glaube, das «Sitte und Brauch» war von Meuli (...).»

An der Wahl des Titels schien übrigens nicht nur Strübin Anstoss zu nehmen – in gleichem Sinne äusserte sich auch der Zürcher Volkskundeprofessor Richard Weiss, als er dem Gelterkinder bei Erscheinen seines Buches schrieb: «Ich werde in der NZZ auf den Gedankengehalt des Buches (den man unter dem schlichten Titel nicht vermutet) nach Möglichkeit hinweisen.»¹⁴ Trotz des ungeliebten Zusatzes im Untertitel konnte Strübin mit seinem heute noch äusserst lesenswerten Erstlingswerk sehr zufrieden sein: Dieses erhielt grosse Aufmerksamkeit in der Fachwelt. Vor allem unter den Befürwortern einer Neuausrichtung der Volkskunde hin auf die

Gegenwartskulturforschung fand es begeisterten Zuspruch. Der wichtigste Förderer erwuchs Strübin denn auch in Gestalt des eben erwähnten Richard Weiss (1907–1962).¹⁵ Der Zürcher Professor galt selber als prominenter Erneuerer der deutschsprachigen Volkskunde. Aufgrund ihrer Anbiederung an das Nazi-Regime geriet diese Wissenschaft nach dem Krieg völlig ins Abseits. 1946 legte Weiss seine *Volkskunde der Schweiz* vor. Mit diesem nüchternen Werk schuf Weiss einen über die Landesgrenzen hinaus beachteten Gegenentwurf zur ideologischen NS-Volkskunde und tat erste zaghafte Schritte hin auf eine Volkskunde der Gegenwartskultur. Diese Abhandlung prägte Strübins Auffassung von Volkskunde in hohem Masse. In seiner Besprechung von Weiss' *Volkskunde in den Baselbieter Heimatblättern* war Strübin des Lobes voll für den Aktualitätsbezug des Buches: «Die Gegenwartsvolkskunde kommt zu ihrem Recht, und es ist ein besonderer Genuss mitzuerleben, wie er Entwicklungslinien bis in unsere Tage zu ziehen weiss, wie da nicht nur von Urväterhausrat, sondern auch von Verstädterung, Wohnkolonien, Heimatstil, modernen Vornamen, Radio, Lotteriewesen, Christlicher Wissenschaft usw. die Rede ist.»¹⁶ In *Baselbieter Volksleben* wiederum erblickte Richard Weiss eine gelungene Fortsetzung seines eigenen Forschungsansatzes, wie er Strübin am 21. Dezember 1952 schrieb: «Ihr Buch ist für mich die wichtigste und schönste Verwirklichung dessen, was ich in meiner Volkskunde meinte und gele-

¹³ Strübin, Eduard: *Baselbieter Volksleben. Sitte und Brauch im Kulturwandel der Gegenwart*, Basel 1967 (2. Aufl.), S. 5.

¹⁴ Brief von Richard Weiss vom 21. 12. 1952. StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 04.01, Nr. 1, Briefe, Zuschriften.

¹⁵ Weiss unterstützte das Zustandekommen von Strübins Buch bereits im Vorfeld mit mehreren lobenden Gutachten. Vgl. StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 04. 01, Nr. 1, Briefe, Zuschriften.

¹⁶ Strübin, Eduard: Ein Grundriss der schweizerischen Volkskunde, in: BHBl 3 (1946–1950), S. 210–213, hier S. 211.

gentlich forderte. Wenn Sie aus meiner Volkskunde Anregung schöpften, so kann ich meinerseits sagen, dass mir Ihr Buch eine Fülle von Anregungen zurückgegeben hat. (...) Hier fühlte ich mich im Innersten angesprochen, hier spürte ich nicht nur eine gleiche Betrachtungsweise der Gegenwart, sondern auch gleiche Überzeugungen.»¹⁷

Diese «gleichen Überzeugungen» mündeten alsbald in einem persönlichen und wissenschaftlichen Austausch, der bis zu Weiss' Unfalltod im Jahre 1962 anhalten sollte. Immer wieder bezeugte der Zürcher Professor dem Gelterkinder Sekundarlehrer seine Wertschätzung: «Ich würde mich einsam fühlen in der Volkskunde, wenn es nicht Ihre Arbeiten gäbe.»¹⁸ Weiss suchte in Strübin einen Verbündeten in den Auseinandersetzungen um die Neuausrichtung der Volkskunde, «diesem unglücklichen Wort»¹⁹, wie er 1960 sein Missfallen an der vorherrschenden Fachausrichtung zuspitzte. Immer deutlicher bewegte sich Weiss Volkskundekonzeption in Richtung einer soziologisch inspirierten Gegenwartswissenschaft. Er kritisierte das Verharren seiner Basler Kollegen in veralteten Begrifflichkeiten – «Brauch im alten Sinne (wie Meuli es meint) gibt es in modern-städtischen Verhältnissen nicht mehr»²⁰ – und war zusehends darauf bedacht, eine klare Linie zwischen sich und den historisch ausgerichteten Volkskundlern alter Schule zu ziehen. Wie er Strübin eingestehen musste, liess er sich in dieser

«Abwehr der <andern>»²¹ mitunter gar zu vorschnellen Urteilen hinreissen. Strübin dagegen wahrte stets eine gewisse Distanz; sowohl gegenüber einer zu starken Vereinnahmung durch Weiss wie auch gegenüber überbordenden Modernisierungsbestrebungen einiger Fachvertreter. Deutlich zeigte sich dies in der unterschiedlichen Einschätzung Strübins und Weiss' der 1961 erschienenen Publikation *Volkskultur in der technischen Welt*. Die Habilitationsschrift des Tübinger Volkskundlers Hermann Bausinger sorgte in der Fachwelt für grosses Aufsehen und verlieh der volkskundlichen Modernisierungsfraktion starken Auftrieb. Strübins Urteil zu diesem Werk fiel durchzogener aus als jenes von Weiss – als schien er zu ahnen, in welche Richtung Bausingers Ansätze schliesslich führen sollten. Diese Weiterentwicklung mitzuerleben, blieb Weiss verwehrt; er verlor im Sommer 1962 in den Tessiner Alpen das Leben. Strübin dagegen musste mit grossem Unbehagen mitverfolgen, wie im Gefolge der 1968er-Bewegung Bausingers Studenten dessen Thesen noch radikalisierten. Unter dem Schlachtruf *Abschied vom Volksleben* forderten sie den Umbau des Faches hin zu einer kritischen Sozialwissenschaft mit ausdrücklicher politischer Ausrichtung und Zielsetzung. Dieser Linksruck des Faches war dem konservativen Oberbaselbieter Schulmeister alles andere als geheuer: «Wer die Äusserungen dieser deutschen Volkskundler – und deren Ton – sachlich prüft», so mahnte Strübin, «erschrickt über ihre ideologische Verfangenheit. Ich gebe zu, dass bei mir in der heutigen Situation eine gewisse grundsätzliche Skepsis gegenüber allem, was von <Draussen> kommt, mitschwingt. Das ist keine Befangenheit, sondern eine

¹⁷ Brief von Richard Weiss vom 21. 12. 1952. Stabl, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 04. 01, Nr. 1, Briefe, Zuschriften.

¹⁸ Brief von Richard Weiss vom 30. 10. 1956, wie Fussnote 17.

¹⁹ Brief von Richard Weiss vom 12. 11. 1960, wie Fussnote 17.

²⁰ Brief von Richard Weiss vom 30. 10. 1956, wie Fussnote 17.

²¹ Brief von Richard Weiss vom 24. 4. 1962, wie Fussnote 17.



Abb. 6: Lehrer Strübin und seine Schülerinnen am Fasnachtsumzug. Undatierte Aufnahme, StaBL, PA 6256, 11.03, Nr. 3.

auf Erfahrung beruhende Zurückhaltung, die es mir als Pflicht erscheinen lässt, alles, was (...) aus Deutschland mit gewaltigem Aufwand an uns herangetragen wird, nicht nur einmal, sondern dreimal zu sieben.»²²

Wie es wohl auch seinem Naturell entsprach, verhielt sich Strübin in diesem Disput zwischen Erneuerern und konservativen Fachvertretern letztendlich neutral. Er richtete sich in einer Mittelposition ein: Zwar blieb er der Gegenwartsvolkskunde und ihren Vertretern durchaus treu. So pflegte Strübin auch mit Arnold Niederer, Weiss' Nachfolger auf dem Zürcher Volkskunde-Lehrstuhl, guten Kontakt. Niederer setzte in seinem Seminar die Neuorientierung des Faches auf moder-

ne Alltagskulturen konsequent um und scheute sich als Sozialdemokrat auch nicht davor, zu umstrittenen Gegenwartsfragen – beispielsweise den fremdenfeindlichen Umtrieben Schwarzenbachs – ausdrücklich Stellung zu nehmen. Weiter stand Strübin im regelmässigen Austausch mit Gegenwartsvolkskundlern wie Wilhelm Brepohl (Dortmund), Walter Hävernack (Hamburg), Ingeborg Weber-Kellermann (Marburg), Hermann Bausinger (Tübingen) oder mit Lily Aall (Oslo). Mit ebenso grosser Hingabe betrieb Strübin aber zeit- lebens auch historische Volkskundestudien. Dies war in seinen Augen kein Widerspruch. Vielmehr vertrat er die Ansicht, dass erst das Kontrastieren des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen dem Kulturforscher tieferen Aufschluss über seine eigene Kultur erlaube: «Ich möchte nicht historisch arbeiten – und doch wieder historisch. Einerseits versuche ich, ein Bild aus dem 17., 18. oder auch

²² Strübin, Eduard: Zum Problemkreis Volkskunde, Heimatkunde, Sachunterricht in der Schule, S. 3 (ungedrucktes Manuskript, 1972). StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 01. 01., I, Nr. 10.

19. Jahrhundert entstehen zu lassen und dann mache ich dazu ein Gegenbild, mit dem, was ich gerade dort erlebt habe.»²³

Stichproben des modernen Alltags:

Strübins Forschungsthemen

Strübin spielte in der Umbruchphase einer sich modernisierenden Volkskunde eine Schlüsselrolle. Sein *Baselbieter Volksleben* (1952) war in dieser Hinsicht ein Pionierwerk: Dieses beleuchtete auch neuartige Themen wie moderne Konsumgüter, Fabrikarbeit, Mode oder Massenmedien, Jahre bevor diese in der universitären Volkskunde salonfähig wurden. Auch in den folgenden Jahrzehnten veröffentlichte Strübin verschiedentlich Untersuchungen zur Alltagskultur der Gegenwart. Die wichtigsten dieser einschlägigen Themenfelder sollen im Folgenden kurz dargestellt werden.

Die wohl prominenteste Stellung in Strübins Lebenswerk nehmen seine Forschungen zum Brauchtum ein. Den Bräuchen räumte er bereits in seinem Erstlingswerk *Baselbieter Volksleben* (1952) einen wichtigen Platz ein, und ihnen war mit *Jahresbrauch im Zeitenlauf* (1991) auch eines seiner Spätwerke gewidmet. Strübin vertrat eine «brauchbiologische» Sichtweise. Er betrachtete Bräuche als Gebilde, die sich den ändernden gesellschaftlichen und kulturellen Bedürfnislagen immer wieder anpassen müssen, um zu überleben: Bräuche verschwinden, werden an andere Orte verpflanzt, wiederbelebt oder gar gänzlich neu erfunden. Dabei ändern sich sowohl die Formen und Bedeutungen als auch die Träger eines Brauches. Strübins Forschungsansatz blieb sich über alle Untersuchungen mehr oder weniger gleich: Die meisten seiner Brauchstudien hatten als Ausgangspunkt eine detaillierte Darstellung vergangener Zustände.

²³ Schaffner: Interview (wie Fussnote 5), 3.

Diesen stellte er anschliessend jüngere Entwicklungen des Brauches gegenüber und interpretierte diese als Merkmale seiner Zeit. Strübin schrieb zu einer breiten Palette von Bräuchen, so zu Jungbürger-, Konfirmations-, Bundesfeiern, zu Weihnachtsbräuchen oder zum Banntag. Die bedeutendsten seiner Brauchstudien waren aber wohl jene zur Entwicklung der Baselbieter Fasnacht (1950), zum Aufkommen des Muttertages in der Schweiz (1956)²⁴, zur Ausbreitung der Räbeliechtliumzüge (1980/81) sowie zur Neubelebung des Maibaumbrauches (1986).

Einen weiteren Forschungsschwerpunkt des studierten Philologen bildete die deutschschweizerische Umgangssprache. Dialekt war Strübin eine Herzensangelegenheit. Viele seiner Vorträge hielt er auf Mundart. Bei seinen Schülern und eigenen Töchtern beharrte er stets auf einem «korrekten» Baselbieter-Deutsch – nicht nur zu deren Freude. Trotzdem (oder gerade deswegen) hatte Strübin stets offene Ohren für sprachliche Neuerungen: Strübin meinte festzustellen, dass sich Lokalmundarten überall im Rückgang befinden. Gleichzeitig beobachtete er eine Anreicherung der Umgangssprache durch die aus Verwaltung und Wirtschaft herrührende «höhere Verkehrssprache»: «Von grösster Bedeutung für die sprachliche Entwicklung ist nun, dass (...) die «öffentliche» Sprache der verwalteten Welt den banalsten Alltag durchsetzt. Der Trieb, auch diesen zu organisieren, Freizeit und Ferien eingeschlossen, scheint unbezähmbar – *was häimer hüt uf em*

²⁴ Dass Strübin – in explizitem Widerspruch zur Meinung Karl Meulis übrigens – den US-Import Muttertag als Brauch «anerkannte», soll nicht dazu verleiten, in ihm einen Freund dieses Anlasses zu sehen: Wie seine Angehörigen berichten, verachtete Strübin den Muttertag und verbat sich, diesen Feiertag im Rahmen der eigenen Familie zu begehen.

Programm? fragt man sich am Sonntagmorgen im Familienrat. Auch die Hausfrau arbeitet *planmässig*. Gipfelpunkt der rationalen Planung ist *d'Familieplanig*.²⁵ Als Gegenbewegung dazu interpretierte Strübin das Aufkommen der «niederen Verkehrssprache» – jener gefühlsbetonten und vulgären Umgangssprache der jungen

Generation, die der Schulmeister folgendermassen charakterisierte: ««Seich» und «Scheisse» sind Lieblingswörter, «Bünzli» so ziemlich das ärgste Schimpfwort. Ein eigentliches Kennwort ist «Plausch».²⁶ Die Ursprünge dieses Slangs verortete Strübin im «Milieu» deutscher Grossstädte sowie in der internationalen Unterhaltungskultur.

²⁵ Strübin, Eduard: Zur deutschschweizerischen Umgangssprache, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 72 (1976), S. 97–145, hier: S. 112.

²⁶ Strübin, Eduard: Von der Sprache unserer Schüler, in: Basellandschaftliche Schulnachrichten 36 (1975), S. 6–16, hier: S. 12.

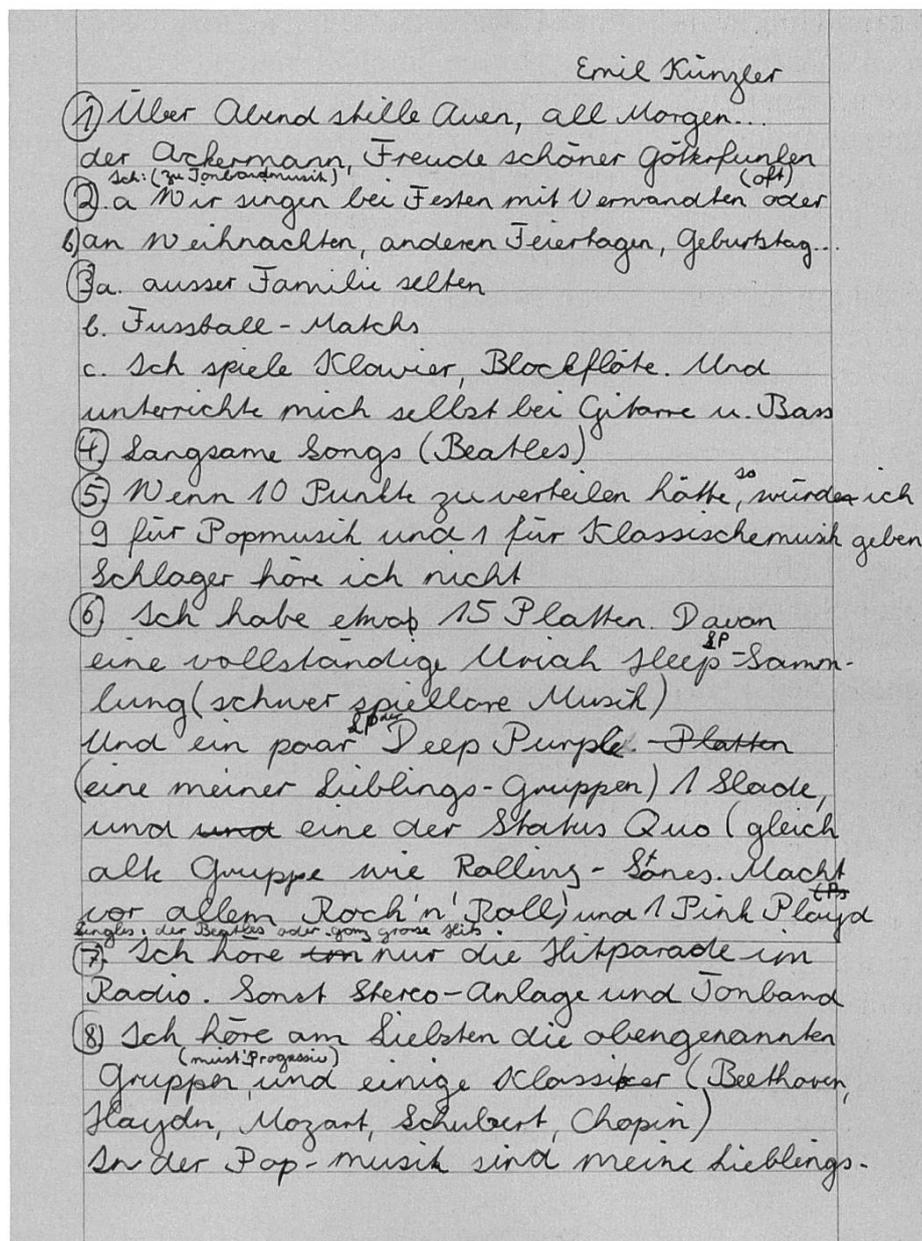


Abb. 7: Antworten auf eine Umfrage Strübins zum Musikkonsum, 1974 durchgeführt in zwei Sekundarschulklassen. Sta-BL, PA 6256, 10. 01.

Dieser Unterhaltungskultur, besonders der zeitgenössischen Populärmusik, näherte sich Strübin ebenfalls in einigen Untersuchungen. In den *Baselbieter Heimatblättern* machte er sich als 27-Jähriger Gedanken über das Verhältnis von Schlager und Volkslied. Die weiter oben angetönte kulturpessimistische Grundstimmung des jungen Strübins kommt in diesem Text unverblümt zum Ausdruck. Er zeichnet ein schablonenhaftes Gemälde in Schwarz-Weiss – das Volkslied ist gut, der Schlager hingegen Kommerzprodukt und schäbige Ersatzbefriedigung. Am meisten stiess sich Strübin an der Technisierung der Unterhaltungskultur, welche den Menschen zum passiven Konsumenten herabsetze. Als Sinnbild dieser Entfremdung galten ihm Fernseher und Radio. Mit diesen Geräten vermochte er sich zeitlebens nie anzufreunden – 1953, das erste Sendejahr des Schweizer Fernsehens, erklärte er gar zum «Schicksalsjahr»²⁷ der Schweiz. Über die Animosität Strübins gegenüber Radio und TV liessen sich Bände füllen: Einen Radioempfänger schafften sich die Strübins erst in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre an. Ein Fernsehgerät kam dem Schulmeister zu Lebzeiten nie ins Haus. Neben dem Vorwurf der Niveaulosigkeit und Passivität, machte er diese Medien auch verantwortlich für eine Einflachung regionaler Spracheigenheiten. Selbst als Medium der volkskundlichen Öffentlichkeitsarbeit war ihm persönlich der Rundfunk unerträglich, wie er 1979 auf eine Anfrage antwortete: «(Ich muss) Ihnen sagen, dass allein das Wort Radio – wenn es nämlich etwas von mir will – mich in Schrecken versetzt. Es ist mir ganz unmöglich, im Radio zu sprechen (...).»²⁸

²⁷ Schaffner: Interview (wie Fussnote 5), S. 8.

²⁸ Brief Strübins vom 14. 12. 1979 an Brigitte Bachmann-Geiser. Schweizerisches Institut für Volkskunde Basel, A m 39, Enquête 3, Korrespondenz.

In Bezug auf die Populärmusik der Gegenwart hingegen wurde Strübin mit den Jahren etwas versöhnlicher. Dem Sekundarlehrer konnte nicht verborgen bleiben, dass auch im Oberbaselbiet die globale (d.h. angelsächsische) Popmusik längst Eingang ins Volk gefunden hatte: «Bereits auf den Mappen und Heftdecken der Volksschüler», so beobachtete Strübin 1971, «prangen die Bilder, Namen und Leitsprüche der gerade umschwärmten Popstars, etwa jenes All you need is love (Superstars The Beatles), und sie ahmen sie in Kleidung, Haartracht, Sprache und Gehabe nach; (...) als Tanzkapellen akzeptieren junge Leute fast nur Beatbands, auch in kleinen Landgemeinden gründen sie Amateurformationen und richten Beatkeller ein.»²⁹ Strübin betonte, dass eine Abgrenzung der modernen Popmusik von der vermeintlich «echten» Volksmusik wie beispielsweise Ländler keinen Sinn mehr mache. Auch Beatmusik sei heute «volkstümliche Musik im weitesten Sinn».³⁰ Das (Jung-)Volk habe in dieser Frage längst entschieden, wie er mit durchaus selbstkritischem Unterton festhält: «Im Gegensatz zu seinen Schulmeistern ist ihm Purismus fremd, heute wie früher.»³¹

Obwohl Strübin wie erwähnt kein glühender Befürworter technischer Neuerungen war, nahm er sich diese sehr wohl als Forschungsgegenstände vor. Die Bedeutung der Technik im Alltag bildete einen weiteren Schwerpunkt in Strübins Gegenwartsstudien. Diese Ambivalenz lässt sich als eigentlichen roten Faden in seinem Werk ausmachen: Obwohl (oder eben *weil*) er persönlich vielen Entwick-

²⁹ Strübin, Eduard: Bemerkungen zu einem schweizerischen Schlager, in: Schweizer Volkskunde 61 (1971), S. 33–43, hier: S. 37.

³⁰ Ebd., 36.

³¹ Ebd., 39.

lungen seiner Zeit skeptisch gegenüberstand, widmete er diesen in seiner Rolle als Wissenschaftler grosse Aufmerksamkeit. So war es auch mit dem Automobil: Obwohl Strübin weder einen eigenen Wagen noch einen Führerschein besass, war er einer der ersten Kulturwissenschaftler der Schweiz, der diesem technischen Alltagsobjekt die ihm gebührende Beachtung zukommen liess. Auch dieses Forschungsthema wählte Strübin aus der Überzeugung, dass ihm gleichsam eine Indikatorfunktion zukomme und es die gegenwärtige Kultur charakterisiere wie kaum ein anderes Objekt: «Für den zukünftigen Beurteiler wird einmal das Auto ein Leitfossil unserer Zeit sein.»³² Bereits in seinen frühen Studien zum Volksleben im Oberbaselbiet räumte er dem Auto eine wichtige Rolle in den kulturellen Umbrüchen der Gegenwart ein. Als Strübin 1973 dann dem Automobil einen längeren Aufsatz widmete, hatte sich verglichen mit der Vorkriegszeit die Zahl der Personenwagen im Baselbiet von 1700 auf mehr als 58'000 erhöht. Das Auto war längst kein (ausschliessliches) Prestigeobjekt mehr, sondern selbstverständliches Alltagsding. Strübins Text beleuchtete die Auswirkungen der Automobilität auf den Zusammenhalt und den öffentlichen Raum in den Dörfern, auf die Freizeitgestaltung sowie auf die Brauch- und Festkultur. Ebenso skizzierte er einige neu entstandene «Autobräuche», so beispielsweise den von Autoverbänden ins Leben gerufene Brauch, Verkehrspolizisten über die Neujahrstage mit Wein oder Raucherwaren zu beschenken. Mit dem Aufkommen der automatischen Lichtsignale war dieser junge Brauch jedoch bereits wieder

³² Strübin, Eduard: Volkskundliches zum Automobil, in: Schweizer Volkskunde 63 (1973), S. 1–13, hier: S. 13.

im Rückgang begriffen. Strübins Blick richtete sich aber ebenso auf unspektakuläre, alltägliche Umgangsweisen mit dem Auto. Er skizzierte das Auto als neuartigen Privatraum, in welchem der Geschäftsmann ungehemmt die Hits aus dem Autoradio mitsinge und auf dessen Rücksitz unverheiratete Jugendliche – noch viel ungehemmter – ihren Leidenschaften nachgingen. Und schliesslich machte er sich auch Gedanken über die damals verbreitete Sitte der jungen Generation, ihre «unansehnlichen <Käfer> und <Döschwos>»³³ mit Pinseleien und Aufklebern zu verschönern und dabei ihre alternative Gesinnung in die Öffentlichkeit der Baselbieter Landstrassen zu tragen.

Wissenschaft des Überschaubaren: Strübins kleinräumige Forschungsfelder

Strübins Untersuchungen waren Stichproben der gegenwärtigen Alltagskultur. Das entsprechende Material schöpfte er aus der Beobachtung ihm persönlich vertrauter Biotope. Es entsprach seiner Überzeugung, dass erst die genaue Kenntnis eines klar umgrenzten Gebietes es dem Forscher erlaube, auch unscheinbare Veränderungen wahrzunehmen und als Hinweise auf bedeutsame Kulturveränderungen zu interpretieren. Heimatforschung in seinem Sinne zielte stets darauf ab, grössere Zusammenhänge im Auge zu behalten: «Solche Untersuchungen», so betonte er, «(...) haben mehr als lokale Bedeutung, man muss nur in der Beschränkung auf den kleinen Raum nicht Beschränktheit wittern, dafür im Besonderen das Allgemeine erkennen.»³⁴

³³ Strübin, Eduard: Baselbieter Heimatkunde als Kulturkunde, S. 18 (Manuskript des Vortrags im Lehrerseminar Liestal, 1972). StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 01. 01, I, Nr. 5.

³⁴ Ebd., S. 9.

Drei solche kleinräumigen Lebenswelten nahmen unter seinen Forschungsfeldern eine bevorzugte Stellung ein; das Dorf, die Schule und die eigene Familie.

Hinsichtlich seiner Erforschung des dörflichen Lebens im Baselbiet hatte Strübin historische Vorbilder: Bereits 1863 veröffentlichte die Baselbieter Lehrerschaft im Hinblick auf eine eidgenössische Schulausstellung in Bern Heimatkunden fast aller Gemeinden des jungen Kantons. Rund hundert Jahre später befand Strübin, es sei an der Zeit, dieses Projekt für seine Gegenwart zu wiederholen. Zusammen mit Gesinnungsgenossen, ebenfalls in der Mehrzahl Lehrer, rief Strübin 1964 die *Arbeitsgemeinschaft zur Herausgabe von Baselbieter Heimatkunden* ins Leben. Ziel war es, für jede Gemeinde des Kantons ein aktuelles Dorfporträt zu verfassen. Strübins *Heimatkunde von Gelterkin-*

den (1966) machte den Auftakt. Bis 2013 erhielten 57 Gemeinden ein vergleichbares Buch gewidmet.

Strübin verstand Heimatkunde als Kulturkunde der Gegenwart. Wie bei allen seinen Arbeiten zielte er auch mit diesen Heimatkunden, die für Ortsmonographien neuartige Themengebiete wie Mode, Werbung oder Freizeit streiften, auf eine grundsätzliche Vermessung seiner Zeit. Dies wurde auch von seinen Forschungskollegen anerkennend vermerkt: «Sie zeigen damit ein Bild des Lebens, wie es wohl zuverlässiger noch für keinen Ort gegeben worden ist. Auf diese Weise wird Gelterkinden zu einem ‹Modellfall› für die deutsche Schweiz überhaupt.»³⁵

³⁵ Brief von Hans Trümpy vom 19. 9. 1966. StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 04.01, Nr. 1, Briefe, Zuschriften.



Abb. 8: Kinder beim Gummitwist, Hamburg 1964. Aufnahme von U. Bauche aus Strübins Materialsammlung zum Gummitwist. StaBL, PA 6256, 02.03, V, Nr. 26.

Mit der Herausgabe von Heimatkunden verfolgte Strübin jedoch nicht bloss kulturwissenschaftliche Absichten. Unter dem Eindruck des Kalten Krieges versprach er sich von solchen identitätsstiftenden Publikationen auch eine politisch-moralische Stärkung des schweizerischen Kleinstaates. Ebenso sollten die Heimatkunden helfen, soziale Wunden zu heilen, welche die Hochkonjunktur aufgerissen hatte: Als Heilmittel gegen um sich greifende Anonymität und Entfremdung sollte die Heimatkunde das verlorene Gemeinschaftsgefühl in den Gemeinden wieder festigen. Trotz dieser politischen Aufladungen des Heimatkundeprojekts grenzte sich Strübin aber klar ab von «enger Heimattümelei» – stattdessen empfahl der nüchterne Intellektuelle eine «unsentimentale Liebe zur Heimat».³⁶

Noch unmittelbarer Einblick in Tendenzen der Gegenwartskultur erhielt Strübin tagtäglich an seinem Arbeitsplatz: Die Schule war ihm ein perfektes Forschungsfeld. Unauffällig konnte der Lehrer aus nächster Nähe kulturelle Vorlieben und sprachliche Ausdrucksformen seiner Schüler mitverfolgen. So beispielsweise auch am 20. September 1963, als Strübin auf dem Pausenplatz des Hofmatt-Schulhauses ein neues Kinderspiel beobachtete. Auf eine Karteikarte notierte er die Ergebnisse seiner spontanen Feldforschung: «Ich sah dieses Spiel zuerst heute auf dem Pausenplatz der Primar-Unterstufe. Es wurde von Mädchen u. auch 3 Knaben gespielt. Meine Frage an 1 Knaben: Woher? <Von meiner Schwester 4. Kl.; diese von einem Mädchen gelernt, als es in Zürich war.> (...) Herr Lehrer Müller sagt: Seit ca. 1 ½ Wochen auf Pausenplatz. Einige sagten <Gummi-Zwist>». Das Spiel, welches sich als Gummitwist herausstellen sollte, liess Strübin keine Ruhe. In den

kommenden Tagen befragte er in seinen Klassen dutzende von Kindern darüber, wo und wie sie dieses Spiel kennengelernt hätten. Ebenso versandte er briefliche Nachfragen an Kollegen in Deutschland, Norwegen und sogar den USA. Strübin wollte nachverfolgen, auf welchem Weg diese Modeerscheinung auf den Gelterkinder Pausenplatz gelangt war. Im Gegensatz zu den überschaubareren Entwicklungen beispielsweise im regionalen Brauchtum war Strübin mit seiner Frage nach Herkunft und Übertragungswegen von Gummitwist aber zum Scheitern verurteilt: Die Wege des internationalen Kindertrends waren zu verschlungen, als dass sie der Dorflehrer nachvollziehen konnte. Strübin verhedderte sich in einem unauflösbaren Geflecht weltweit gespannter Gummibündel.

Um Datenmaterial für seine Forschungsschwerpunkte zu gewinnen, verwandelte Strübin sein Schulzimmer verschiedentlich in ein eigentliches Labor der Kulturforschung: Er liess seine Forschungsthemen in die Aufgabenstellungen von Schüleraufsätzen einfließen oder erstellte Umfragebögen zu Mundartgebrauch oder Musikkonsum, die er von seinen Schülern ausfüllen liess.

Vergleichbare Umfragebögen durften auch Strübins Lehrerkollegen verschiedentlich ausfüllen. Mit ihnen hatte Strübin jedoch noch mehr im Sinn als die blosser Befragung: Immer wieder rief er seine Kolleginnen und Kollegen zur aktiven Mitarbeit an heimat- und volkskundlicher Forschung auf. Vor allem für die Umsetzung der von ihm mitangestossenen Heimatkunde-Reihe zählte er auf das Engagement der Baselbieter Pädagogen. In den *Basellandschaftlichen Schulnachrichten* veröffentlichte er in diesem Sinne einen Aufruf zur Mitarbeit, der die Lehrerkollegen zu selbstbewusster Laienwissenschaft ermunterte: «Wir, die Lehrerinnen

³⁶ Strübin: Eine Lanze (wie Fussnote 3), S. 89.



Abb. 9: Eduard Strübin mit Gattin Ruth und den drei Töchtern Margret (*1949), Kathrin (*1952) und Anna (*1948). Undatierte Aufnahme im Privatbesitz von Margret Abt-Strübin.

nen und Lehrer aller Stufen, müssen diese Heimatkunden schaffen! Wir können das, wenn wir ernstlich wollen. (...) Der Einwand: Das kann ich doch nicht, ich bin kein Historiker und kein Schriftsteller, gilt nicht. Erwünscht ist eine schlichte, sachliche Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse (...).»³⁷

Ein weiteres Forschungsfeld war Strübin die eigene Familie: Auch im trauten Kreise seiner Liebsten war er nie ausschliesslich Vater und Ehemann, sondern stets auch Kulturwissenschaftler. Vor allem seine drei Töchter wurden zu «Opfern» seines Forschungsdranges, wie er es selber ausdrückte.³⁸ Akribisch notierte er Eigenheiten ihres Sprachgebrauchs sowie Ausdrücke des Kinder- und Jugendslängs, die er aus ihrem Munde vernahm. Dass der Vater sie ungefragt zu Forschungsobjekten machte, stiess bei den drei Mädchen nicht nur auf Gegenliebe: Seine Nachfrage «Wie heshch das jetzt grad gseit?» und die anschliessende Niederschrift auf seinen allgegenwärtigen Notizzettel war ihnen mit zunehmendem Alter ein grosses Ärgernis.

Strübin selbst war sich bewusst, dass seine Forscherleidenschaft dem Familienglück nicht nur zuträglich war. In seiner Rede zur Verleihung des kantonalen Kulturpreises 1980 beispielsweise räumte er – gewandt in ein literarisches Zitat – persönliche Versäumnisse ein: «Der Gottfried Keller schrybt emol vom <Festzug des Lebens>: wär dä richtig well beschrybe, chön halt nit mitlaufe, er mües am Strosserand zueluege. Öpper, wo zu dere Sorte Lüt ghört, machts andere nit grad lycht,

am wenigste de Nächsche.»³⁹ Diese Entschuldigung bezog sich wohl auf mehr als die ungeliebten Notizzettel: Getrieben von unablässiger Arbeitseifer blieb der Ehemann und Vater oftmals viele Stunden unsichtbar, eingeschlossen im Privatreich seines Studierzimmers. Strübins Forschungen, die er zusätzlich zum Lehrerberuf betrieb, beanspruchten einen grossen Teil seiner Freizeit. Nur vereinzelt wurde er für gewichtigere Projekte für ein paar Wochen von der Lehrtätigkeit freigestellt. Oft aber opferte er grosse Teile seiner Ferien, um ein Buch oder einen Aufsatz fertig zu schreiben. Diese Mehrfachbelastung führte ihn mehrmals an den Abgrund körperlicher Gesundheit, wie man beispielsweise den brieflichen Ermahnungen Karl Meulis vom November 1967 entnehmen kann: «Für die Arbeit, die Sie vorhatten, hätte es einen richtigen Urlaub gebraucht, und Ihre vier Wochen waren wie gewohnt viel zu knapp bemessen. Für den Augenblick gibt es nun nichts anderes als strengste Schonung (...). Vielleicht sollten Sie sogar sich vom Arzt ein paar Wochen Krankheitsurlaub verordnen lassen?»⁴⁰

Wissen aufrufen:

Gewährsleute und Umfragen

Neben persönlichen Beobachtungen in seinen Alltagswelten waren gezielte Gespräche und Umfragen eine weitere Informationsquelle Strübins. In seinem Nachlass findet sich eine über 400 Namen zählende Informantenkartei, in der für jede Baselbieter Gemeinde und für jedes Forschungsthema die entsprechenden Gewährsleute aufgelistet sind.

³⁷ Strübin, Eduard: Jeder Baselbieter Gemeinde ihre Heimatkunde!, in: Basellandschaftliche Schulnachrichten 25 (1964), S. 140–141, hier: S. 140.

³⁸ Strübin, Eduard: Von der Sprache unserer Schüler, in: Basellandschaftliche Schulnachrichten 36 (1975), S. 6–16, hier: S. 6.

³⁹ Strübin, Eduard: Rede zur Ebenrain-Feier (Manuskript von 1980). StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 01.02., II, Nr. 16.

⁴⁰ Brief von Karl Meuli vom 19. 11. 1967. StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 13.05 Biographien B, Nr. 32.

Falls es eine bestimmte Fragestellung nahelegte, schweifte Strübins Blick durchaus über den Tellerrand des Lokalen hinaus. In Gelterkinden ratterte dann die Schreibmaschine und Strübin versandte Briefe nach ganz Europa, mitunter gar in die ganze Welt. Besonders eindrücklich zeigte sich dies im Rahmen seiner Recherchen zur Ausbreitung des Muttertages in der Schweiz. Mitte der 1950er-Jahre schrieb Strübin unzählige Verbände, Zeitschriften und Wissenschaftler im In- und Ausland an. Für die hehre Sache der Wissenschaft überwand er gar den antikommunistischen «Rauricus» in sich: Selbst die Botschaft von Maos Volksrepublik erhielt eine Anfrage des Gelterkinder Sekundarlehrers.

Hinsichtlich des Muttertages konnten ihm die Chinesen jedoch nicht wirklich weiterhelfen: «Nous vous informons qu'il n'y a pas à proprement parler de Fête des Mères en Chine. Mais, chaque année, on célèbre dans tout le pays la Fête internationale des Femmes, le 8 mars.»⁴¹

Wollte er einem Sachverhalt noch systematischer auf den Grund gehen, so bediente sich Strübin hin und wieder eines klassischen Forschungsinstruments der Volkskunde: Er versandte vorgedruckte Fragebögen an ausgewählte Personen. In

⁴¹ Brief der Chinesischen Botschaft Bern vom 7. 10. 1955. StaBL, Nachlass Eduard Strübin, PA 6256, 02.06, VIII, Nr. 61.

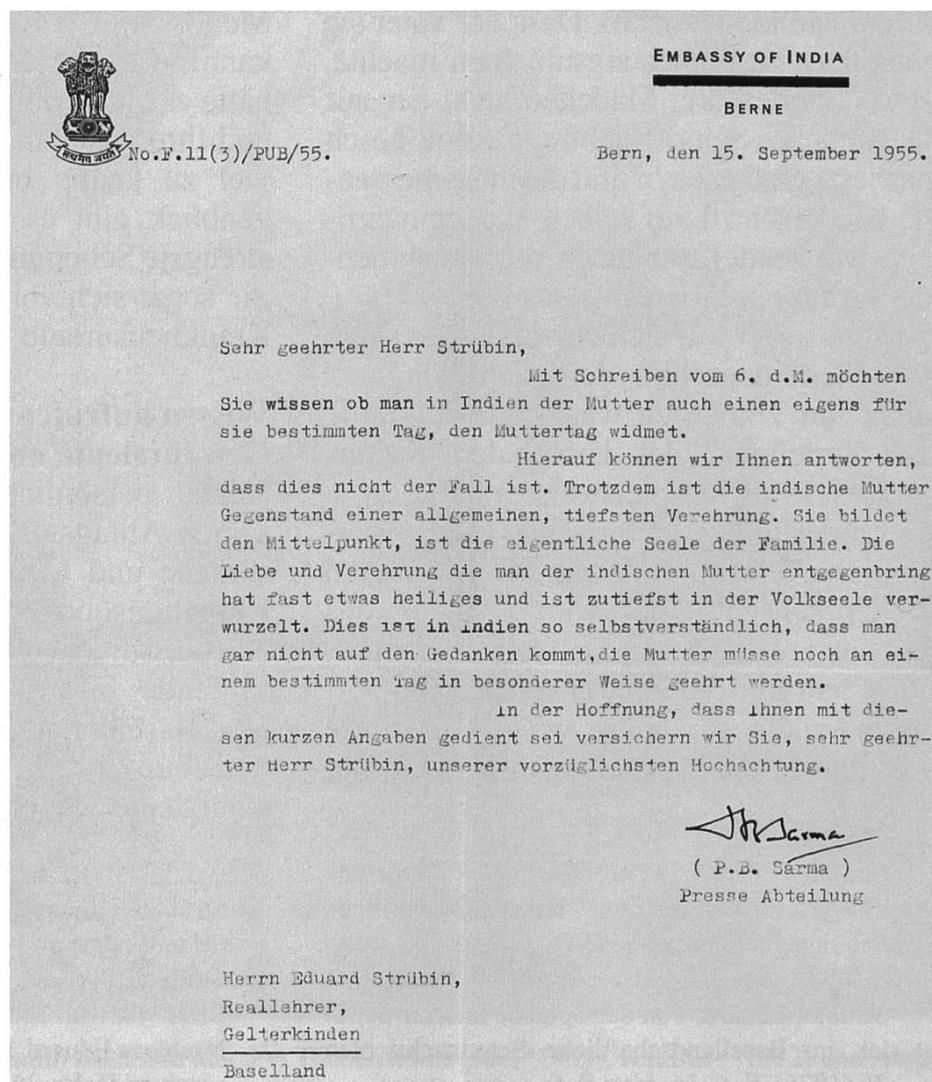


Abb. 10: Antwortschreiben der Indischen Botschaft Bern auf Strübins Anfrage bezüglich Vorkommen des Muttertages, 1955. StaBL, PA 6256, 02.06, VIII, Nr. 61.

den späten 1970er-Jahren beteiligte sich der frisch pensionierte Strübin im Rahmen der *Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde* (SGV) zudem am Unterfangen, ein schweizweites volkskundliches Informantennetz aufzubauen. Die Idee war es, durch feste Organisationsstrukturen die Informationsbeschaffung zu Phänomenen der Gegenwartskultur zu vereinfachen: Eine Zentralstelle versendete Fragebogen an Koordinationsstellen in den Kantonen, welche diese wiederum den Gewährsleuten in den einzelnen Gemeinden zukommen liessen. Die ausgefüllten Formulare schickten die Gewährsleute wieder nach Basel zurück, wo sie ausgewertet und veröffentlicht werden sollten. Wie ein Blick auf die rund 70-köpfige Baselbieter Abteilung des SGV-Informantennetzes verrät, stützten sich Strübin und Mitstreiter auch hier stark auf Berufskollegen: Zumindest in Baselland stellten Pädagogen mit rund

40 Prozent die grosse Mehrheit unter den kantonalen Gewährspersonen.⁴²

Eine erste Umfragerunde wurde 1979 gestartet. Die Fragen galten dem Grussverhalten auf der Strasse, der Durchführung von Leichenzügen sowie – auf direkte Anregung Strübins hin – den herbstlichen Kinderumzügen mit Lichtern. Alles Fragen, die einem Nichtvolkskundler als «Bagatellen» erscheinen mögen, wie Strübin einräumte. Einmal mehr gestand der überzeugte Gegenwartsvolkskundler aber solch scheinbar unbedeutenden Dingen eine wichtige Rolle als Anzeiger kultureller Wandlungen zu.⁴³ Die erste

⁴² Vgl. Adressliste «SGV-Informantennetz Baselland, Januar 1980». Privatbesitz Dominik Wunderlin, Basel.

⁴³ Vgl. Eduard Strübin: Ein neues Projekt: Aufbau eines volkskundlichen Informantennetzes, in: Par-dessus les frontières linguistiques, Basel 1984, S. 83–91, hier: S. 85.

1 / 1979

Betr. Gemeinde FRENKENDORF BL

Das Grüssen bei Begegnung auf der Strasse

1. Ist das Grüssen unter Alteingesessenen allgemein üblich? Ja Nein

2. Ist das Grüssen zwischen Alteingesessenen und Zuzüglern (Zutreffendes unterstreichen:)

3. Werden auch ortsfremde Passanten gegrüsst? Ja Nein *Wanderer + Spaziergänger: Ja*

4. Falls Frage 1 verneint: Auf welche Personen beschränkt sich der Gruss? (Zutreffendes unterstreichen:)

5. Wer hat besonders strenge Gruss-Verpflichtungen? (Zutreffendes unterstreichen:)

6. Wer oder welche Kreise halten sich nicht (mehr) an die Grusspflicht?

7. Allgemeine Tendenz (Zutreffendes unterstreichen:)

Für weitere Bemerkungen – die uns sehr erwünscht sind! – verwenden Sie bitte die Rückseite.

Die Einwohner grüssen sich dann, wenn sie sich gegenseitig näher kennen, (Vereine) oder in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis stehen oder gleiche Interessen verfolgen.

** aller soz. Schichten!*

allgemein üblich – seltener – unüblich

Verwandte – Freunde – Schulkinder – Pfarrer – Lehrer

Schulkinder – Pfarrer – Lehrer

Junge Generation + gewisse Oberschichten!

zunehmend – gleichbleibend – abnehmend (weil Fränkendorf schnell grösser geworden ist.)

Abb. 11: Ausgefüllter Fragebogen zur ersten Runde des Informantennetzes der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1979. Schweizerisches Institut für Volkskunde, Korrespondentennetz.

Umfragerunde erwies sich als Erfolg; aus gesamthaft 462 Gemeinden der ganzen Schweiz schickten über 500 Gewährsleute ihre Beobachtungen nach Basel zurück. Rasch aber zeigte sich, dass es an finanziellen und personellen Ressourcen für eine gründliche Auswertung des Materials fehlte. So musste der junge Basler Volkskundler Rolf Thalmann, der die Umsetzung des Projektes wesentlich vorantrieb, viele Stunden unbezahlter Arbeit leisten. Strübin, aus eigenen Erfahrungen seiner Studentenzeit mit Geldmangel wohl vertraut, drängte wiederholt auf eine anständige Bezahlung Thalmanns. Wohl auch, weil er in dessen unbefriedigender Entlohnung das Projekt mittelfristig gefährdet sah, wandte sich Strübin im Frühling 1981 schriftlich an die SGV-Präsidentin und prangerte Thalmanns prekäre Arbeitssituation an: «Für den Besuch der Kontaktstellen sei er einigermassen entschädigt, die übrige Arbeit für die Enquête mache er gratis. Das scheint mir für jemand, der über ein sehr unsicheres Einkommen verfügt wie er, nicht in Ordnung. (...) Thalmann verdient etwas, und zudem macht es ihm auch Mut zum Weitermachen.»⁴⁴ Strübin und seine Mitstreiter schafften es jedoch auch in den kommenden Jahren nie, das Informantennetz auf finanziell solide Füße zu stellen. 1988 wurde das Projekt nach nur zwei landesweiten Durchläufen wieder eingestellt.

Zettelwissenschaft: Den Alltag festhalten, sammeln und ordnen

Erforscht man den Alltag, so wird alles zum Forschungsmaterial: Gespräche in der Bäckerei, Plaudereien am Esstisch, Kinderspiel auf dem Pausenplatz, Inserate

⁴⁴ Brief Strübins an Brigitte Bachmann-Geiser vom 15. 5. 1981. Schweizerisches Institut für Volkskunde Basel, A m 39: Enquête 3 (Korrespondenz).

in der Lokalzeitung, Plakate am Strassenrand – nichts, was Eduard Strübin nicht interessiert hätte. Da solche Äusserungen des Alltags oftmals flüchtig sind, sah sich Strübin veranlasst, diese in dinglicher Form festzuhalten und in einer Sammlung einzulagern. Dies tat er auf zwei verschiedene Arten: einerseits mit seinem Zeitungsarchiv und andererseits mit seinem Zettelkasten.

Als Pionier der Gegenwartsvolkskunde erkannte Strübin schon früh den Wert von Presseerzeugnissen als Quellen für die wissenschaftliche Forschung. Bereits 1953 begann er damit, systematisch ein Zeitungsarchiv anzulegen und vielfältigen Drucksachen mit Schere und Leim auf den Leib zu rücken. Zu allen nur erdenklichen Themen sammelte er schriftliche Fundstücke, die ihm zufällig in die Finger kamen: Prospekte, Zeitungsausschnitte oder Werbungen. Über 8000 Dokumente kamen im Laufe seiner Sammlungstätigkeit zusammen. Strübin benutzte seine Belegsammlung rege: Praktisch in jedem seiner Aufsätze findet sich ein Verweis auf einen Artikel oder ein Inserat in der *Volksstimme* oder der *Basellandschaftlichen Zeitung*.

Auch auf andere Weise suchte Strübin das Flüchtige des modernen Alltags festzuhalten. Um nichts zu vergessen, notierte der Gegenwartsforscher seine Beobachtungen ohne Unterlass auf Karteikarten. Bekannte Strübins beschreiben ein typisches Bild: Gedankenversunken stand er vor einem Werbeplakat, zog Zettel und Schreibzeug aus der Hemdtasche und machte eine Aufzeichnung. Die meisten dieser Notizen landeten in Strübins Zettelkasten. In den Zeiten vor dem Computer war der Zettelkasten das wichtigste Arbeitsgerät für Geistesarbeiter; die «Gelehrtenmaschine» (M. Krajewski) *par excellence*. Strübin begann in den 1950ern einen solchen anzulegen. Am Ende von Strübins

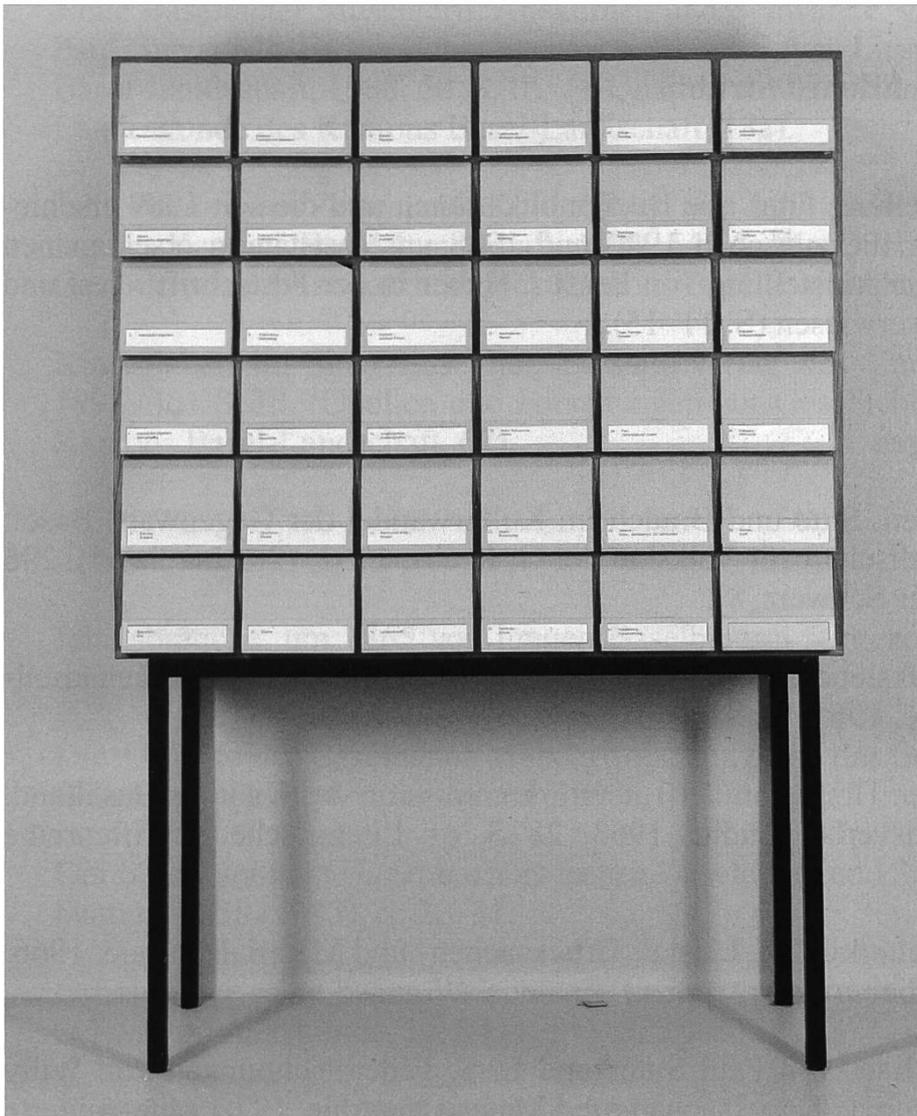


Abb. 12: Strübins Zettelkasten, wie er sich heute im Staatsarchiv des Kantons Basel-Landschaft präsentiert (Aufnahme von Matthias Rohrbach, Dezember 2013).

Forscherleben umfasste sein Kasten rund 70'000 handbeschriebene Zettel zu 1700 alphabetisch geordneten Unterthemen⁴⁵. Aus heutiger Sicht faszinieren diese feinsäuberlich beschrifteten Karteikärtchen in erster Linie aufgrund der vielfältigen Alltagsbeobachtungen, die so in Strübins Gedächtnismöbel verewigt wurden: Seien dies jugendliche Graffitis auf den Schulhauswänden, lackierte Zehennägel der Pfarrersfrau oder Schlägereien am

dörflichen Fussballturnier. Mit ihrem umfassenden Blick auf das Unscheinbare der Gegenwart, bilden diese Aufzeichnungen ein einzigartiges Panorama des Baselbieter Alltags in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – in vergleichbarer Weise, wie dies die Fotografien seines Namensvetters Theodor Strübin mittels Sprache der Bilder tun. Ziemlich unbeachtet steht Strübins Zettelkasten heute in einer ruhigen Ecke des Staatsarchivs. Daher zum Schluss ein Geheimtipp: In dieser unscheinbaren Schatztruhe aus gräulichem Kunststoff und Holzlaminat sind durchaus noch Perlen zu finden, deren Hebung sich lohnen könnte.

⁴⁵ Der Schlagwortkatalog des Zettelkastens ist online einsehbar unter: <http://www.baselland.ch/Volkskunde.309575.0.html> (abgerufen am 4. 2. 2014).